

MONICA MCINERNEY

Die Töchter der Familie Faraday

Buch

Unter dem Dach der Familie Faraday treffen sehr unterschiedliche Temperamente aufeinander: Der Vater Leo ist in seinen Gedanken oftmals mehr bei seiner verstorbenen Frau Tessa als bei seinen fünf heranwachsenden Töchtern. Juliet, die Älteste, ist die Fürsorglichste, Clementine, die Jüngste, zeichnet sich durch ihren analytischen Verstand aus, Miranda ist berüchtigt für ihre spitze Zunge, und Elizas Leben scheint nur aus Sport zu bestehen. Nur Sadie hat noch keinen klaren Weg in ihrem Leben gefunden und flüchtet sich in den Schatten ihrer Schwestern.

Doch als Clementine mit sechzehn Jahren schwanger wird und eine Tochter zur Welt bringt, erfährt Sadies Leben eine radikale Wende ...

Autorin

Monica McInerney wuchs als mittleres Kind von sieben Geschwistern im Clare Valley in Südaustralien auf. Sie hat in Australien, Irland und England gelebt und im Verlagswesen, Kunstmarketing, Kinderfernsehen sowie in irischen »music pubs« gearbeitet. Monica McInerney lebt heute mit ihrem Mann in Dublin.

Mehr über die Autorin auf ihrer Website:
www.monicamcinerney.com

Monica McInerney

Die Töchter
der
Familie Faraday

Roman

Aus dem Englischen
von Astrid Mania

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2007
unter dem Titel »The Faraday Girls«
bei Ballantine Books, New York.



FSC

Mix

Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. 565-COC-1940

www.fsc.org

© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier
München Super liefert Mochenwangen.

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung Januar 2009

Copyright © der Originalausgabe 2007 by Monica McInerney

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2009

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München

Umschlagmotiv: Mauritius

KA · Herstellung: Str.

Redaktion: Ilse Wagner

Satz: deutsch-türkischer fotosatz, Berlin

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pöbneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-46811-9

www.goldmann-verlag.de

Für Clare Foster

Keine Familie kann das Schild heraushängen:
»Hier ist alles in Ordnung.«

Chinesisches Sprichwort

Teil Eins

Hobart, Tasmanien, 1979

Der Tag, der den Zerfall der Faraday-Familie einläuten sollte, ließ sich zunächst ganz gewöhnlich an.

Juliet, mit dreiundzwanzig die älteste der fünf Faraday-Schwestern, war als Erste in der Küche und machte wie immer für alle das Frühstück. Es gab Rührei und dazu gebuttertes Toastbrot, in Dreiecke geschnitten. Juliet bestreute alles mit Petersilie, gab knusprige Speckwürfel und einen Klecks Sahne zu den Eiern und garnierte die Teller mit Paprikastreifen. Den Tisch deckte sie mit Silberbesteck und weißen Servietten, stellte eine kleine Kristallvase mit einer der letzten Blüten ihres Rosenstrauchs darauf und legte die feuchte Ausgabe des *Mercury* daneben, die täglich noch vor der Morgendämmerung über den Zaun geworfen wurde. Der große Teekessel aus Steingut, der von ihrer Großmutter stammte, stand in der Mitte des Tisches auf einem Untersatz aus Huon-Kiefer, der einen angenehm holzigen Duft verströmte.

Juliet trat zurück. Sie war mit dem Gesamtbild sehr zufrieden. Ihr neuer Chef, der Besitzer eines Cafés im Stadtzentrum, hatte sie nämlich um Vorschläge für die Speisekarte gebeten. Sie machte gleich einen Eintrag in ihr Notizbuch: »Englisches Frühstück???« Ein Kipper wäre das i-Tüpfelchen gewesen, doch Räucherheringe waren in Hobart schwer zu bekommen. Außerdem rochen sie, wenn Juliet sich recht erinnerte, ziemlich streng.

Die einundzwanzigjährige Miranda kam als Nächste in die Küche, in der weißen Uniform einer Drogeriegehilfin und

bereits vollständig geschminkt – schwarzer Eyeliner, falsche Wimpern und sehr roter Lippenstift. Sie schaute sich um.

»Was bist du doch an uns vergeudet, Juliet. Du könntest einer anderen glückvollen Familie das perfekte Dienstmädchen sein.«

Geistesabwesend schnallte sie ihren Gürtel ein wenig enger. Vor zwei Monaten hatte ihr ein Parfumvertreter ein Kompliment für ihre schlanke Taille gemacht. Seither achtete sie sehr auf ihre Linie. Miranda arbeitete in einer Drogerie und bekundete gerne laut ihr Interesse an einem Studium der Pharmazie, im Stillen jedoch reizte sie der Zugriff auf günstige Kosmetik und die vielen Pröbchen sehr viel mehr.

Juliet war auch schon für die Arbeit angezogen. Sie trug einen schwarzen Rock mit weißer Bluse, darüber zum Wärmen ihren roten Bademantel. Sie ignorierte Mirandas Bemerkung. »Englisches Frühstück, Madam?«, fragte sie.

»Lieber fresse ich einen Besen«, gab Miranda zurück und nahm sich die Zeitung.

Eliza, neunzehn, die Dritte im Bunde, erschien als Nächste. In Sportkleidung. Vor ihren Vorlesungen absolvierte sie jeden Morgen erst einmal einen Lauf von vier Kilometern. »So lautet das Sprichwort aber nicht.«

»Jetzt wohl. Lieber fresse ich einen Besen, als dass ich mir von einem blinden Huhn die Butter von Juliets Toast nehmen lasse.«

Juliet sah Eliza an. »Wünschen *Sie* englisches Frühstück, Madam? Toast? Kaffee oder Tee?«

»Von allem etwas, danke. Und Tee bitte. Vor mir liegt ein harter Tag.« Eliza studierte Sport. Während der Woche trainierte sie außerdem zwei weibliche Basketballteams der Junioren. Am Wochenende nahm sie an Cross-Country-Läufen teil. Einzig am Sonntagmorgen, wenn sie in die Kirche ging, sah ihre Familie sie einmal nicht im Sportdress, aber auch das geschah immer seltener. Eliza setzte sich an ihren Stamm-

platz. »Aus welchem Grund tust du dir das bloß jeden Morgen an, Juliet?«

»Praxis, und wegen eines ausgeprägten Verantwortungsgefühls für unsere Familie. Es ist eine gute Vorbereitung für später, wenn ich einmal selbst ein Café habe.«

»Ach, tatsächlich?«, sagte Miranda. »Wenn du nun Bestatterin werden wolltest, würdest du uns dann jeden Morgen einbalsamieren?« Sie stieß ihren Löffel in eine Grapefruit und ignorierte Elizas Aufschrei, als Fruchtsaft über den Tisch spritzte.

»Noch so eine komische Bemerkung, Miranda, und ich platze vor Lachen.« Juliet machte den Toast für Eliza und stellte sich ans Fenster. Sie zog den Morgenmantel fest um sich. Durch einen Spalt im Fensterrahmen drang ein kühler Luftzug herein.

Es war Herbst, und mit jedem Tag wurde es ein wenig kälter. Das hölzerne Haus der Faradays wurde von einem Kamin im Wohnzimmer und einem in der Küche beheizt. Sie wurden jedoch in der Frühe nicht angezündet. Brennmaterial war viel zu teuer. Der Morgen war klar und frisch, die Sonne schien, noch leuchtete sie durch die gelb-roten Blätter der Hecke. Der Rasen war mit Raureif bedeckt. Der Winter, so wurde bereits gewarnt, würde hart. Womöglich würde es sogar schneien, und nicht nur auf dem Mount Wellington.

Juliet griff an die Fensterscheibe, als sie den Kessel nachfüllte. Das Glas war eiskalt. Das Haus der Faradays stand zwar in der Senke eines Hügels, aber immer noch hoch genug, dass man den Mount Wellington vom Fenster aus sehen konnte. Nur die Bäume, die ihr Vater vor Jahren gesetzt hatte, wuchsen immer höher und drohten, die Sicht zu versperren. Juliet musste sich bereits auf die Zehenspitzen stellen, um den glitzernden Frost auf den Autos und den Hecken ringsum zu sehen. Sie schauderte. Dabei erwähnte sie vor ihren Freundinnen gerne, dass der Winter in Hobart, vergli-

chen mit der Kälte in England, ein Witz war. Soweit sie sich erinnern konnte. Denn ihre Erinnerungen waren nicht sehr lebhaft. Sie waren, wie auch ihr britischer Akzent, fast schon verblasst.

Die Faraday-Familie war zwölf Jahre zuvor geschlossen aus England ausgewandert. An all die Aufregung und das Packen vor der einmonatigen Seepassage von Southampton aus konnte Juliet sich allerdings noch gut erinnern. Leo, ihr Vater, Botaniker mit dem Fachgebiet Eukalyptusplantagen, war von einem tasmanischen Forstunternehmen angeworben worden. Bis zu jenem Tag hatten sie von Tasmanien nicht einmal gehört.

Das Brot sprang aus dem Toaster. Juliet machte Eliza das Frühstück zurecht und brachte es ihr an den Tisch. Dann kochte sie frischen Tee für die beiden anderen. Sadies und Clementines Tassen warteten bereits. Juliet nahm die Tasse ihres Vaters vom Regal. Sie war hellblau, mit einem Muster aus fröhlichen roten Blumen. Früher hatte ihre Mutter daraus ihren Tee getrunken. Juliet erinnerte sich noch, wie sie dabei stets die Augen geschlossen und gesagt hatte: »Ah, das tut gut.« Dieser Tage benutzte allein Leo die Tasse.

Die Küchentür flog auf. »Verdammt, Juliet. Guck doch mal auf die Uhr.« Sadie zog sich im Gehen an, ihr Kopf tauchte aus einem orange-rot gestreiften Poncho auf. Ihr Haar, am Vorabend mit seiner krausen Dauerwelle noch der neuesten Mode entsprechend, sah wie ein zerdrückter Heuhaufen aus. Keine der Schwestern sagte etwas dazu. Sadie warf ihren Beutel und ihre Plateaustiefel mit Korkabsatz geräuschvoll in die Ecke, dann ließ sie sich auf einen Stuhl fallen. Sadie war ein ausgesprochener Morgenmuffel. »Warum hast du mich nicht geweckt? Ich hab dir doch gesagt, dass ich in eine Vorlesung muss.«

»Davon hast du mir nichts gesagt. Willst du Frühstück?«

»Was gibt's denn?«

»Katzentaste auf Toast, wenn du weiter so mit mir sprichst.«

»Tut mir leid, Juliet. Ich hätte gerne etwas von deinen Köstlichkeiten. Und danke, dass du dafür so früh aufgestanden bist.« Sadie war achtzehn und im ersten Semester ihres Kunststudiums. Einen Monat zuvor war sie noch im ersten Semester eines naturwissenschaftlichen Studiums gewesen. Sie hatte auch eine Woche auf Lehramt studiert, bevor sie wiederum ihre Meinung geändert hatte. »Schade, dass es kein Diplom fürs Rumbummeln gibt«, hatte Miranda gemeint. »Darin wärest du sicher Jahresbeste.«

»Wo ist Dad?«, fragte Eliza und ließ sich Tee nachschenken.

»In Denkland. Den ganzen Morgen schon.« Juliet war um sieben Uhr aufgestanden, und da hatte das Licht im Gartenschuppen, den ihr Vater als Labor für seine Erfindungen nutzte, schon gebrannt. Er verbrachte dort mehr Zeit als bei seinen Bäumen. Juliet wollte ihm noch zehn Minuten gewähren, bevor sie ihn holte.

Miranda legte die Zeitung beiseite und streckte sich anmutig. Ihr glänzend dunkelrotes Haar fiel ihr über den Rücken. »Wenn ihr mich fragt, hat er uns seine Zuwendung entzogen und sich ganz seinen Reagenzgläsern und Lötkolben zugewandt. Juliet, wenn du gespült hast, rufst du dann das Jugendamt? Schlimm genug, dass wir ohne Mutter aufwachsen mussten, jetzt lässt uns auch noch unser Vater im Stich.«

»Ich dachte immer, es wäre dir viel lieber, wenn er da draußen beschäftigt ist.«

»Beschäftigt ist ja schön und gut. Seine Töchter tagelang zu vernachlässigen, ist etwas anderes.«

Insgesamt war es auch Juliet lieber, wenn Leo seinen Erfindungsrausch hatte. Dann war ihr Leben viel ruhiger. Dann kümmerte es ihn nämlich nicht, ob sie alle ihren Teil zur Hausarbeit beigetragen hatten, dann äußerte er auch kein

Missfallen über Mirandas allzu kurze Röcke und ermahnte Sadie auch nicht, dass ihre Musik zu laut war. Dann erinnerte er Eliza nicht daran, dass der Rasen im Vorgarten gemäht werden musste, und sagte weder Juliet, dass sie endlich einmal etwas anderes aus Gehacktem machen, noch Clementine, dass sie sich nicht so anstellen und ihr Gehacktes essen sollte. Er hatte neulich nicht einmal bemerkt, dass Juliet probeweise während der Woche ein Brathuhn gemacht hatte, was eigentlich ihr seltener sonntäglicher Luxus war.

Wenn es in Denkland nicht gut lief, schwirrte er wie eine Hummel durchs Haus, bot überall Hilfe an, die nicht benötigt wurde, und stand ihnen nur im Weg herum. Wirklich frustriert war er, wenn er die Eisentür zum Schuppen so laut zuschlug, dass sie es alle über ihre Popmusik hinweg hören konnten, er dann in die Küche kam, den Ofen oder Herd ausschaltete und verkündete, dass ihm die Decke auf den Kopf fallen und er sie nun alle fünf zum Essen ausführen würde. Normalerweise landeten sie dann am Strand und aßen Fish und Chips an einem der Picknicktische beim Meer. Für einen Restaurantbesuch reichte das Geld nie.

»Morgen, alle miteinander.« Clementine kam in die Küche, noch im Schlafanzug, ihr Schulblazer darüber, das lange dunkle Haar zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden.

Vier Stimmen antworteten in einem harmonischen Singesang: »Morgen, Clementine.«

Clementine hatte sich kaum hingesetzt, da stand sie schon wieder auf, schob ihren Stuhl weg und stürmte ins Bad am Ende des Flurs. Eliza und Juliet sahen einander an. Miranda las. Sadie sah aus, als würde ihr selbst schlecht.

Clementine kam mit weißem Gesicht und einem Waschlappen zurück. »Tut mir leid.«

Juliet sah sich ihre kleine Schwester genau an. Clementine war immer blass – sie alle fünf waren blass –, aber an jenem Morgen sah sie wirklich kränklich aus. »War dir übel?«

Clementine nickte.

Juliet führte sie sanft zu einem Stuhl und legte ihr die Hand auf die Stirn. Sie erinnerte sich noch daran, selbst auf diesem Stuhl gesessen zu haben, ihre Mutter hatte vor ihr gestanden, ihre Hand kühl und lindernd. Juliet hatte sich daraufhin gleich besser gefühlt. »Temperatur hast du jedenfalls nicht, Clemmie. Das muss wohl ein Virus sein.«

»Arme Clemmie«, sagte Miranda. Als sich Sadie vorbeugte, um nach der Zuckerdose zu greifen, verzog Miranda angeekelt das Gesicht und wedelte mit den Händen vor der Nase herum. »Von Sadies Alkoholausdünstungen muss einem ja schlecht werden. Wann bist du denn nach Hause gekommen, Sadie? Ich habe nicht den Eindruck, dass du dein Studium ernst genug nimmst, junge Frau.«

»Du bist nur eifersüchtig, weil ich ein Sozialleben habe und du nicht«, sagte Sadie und schaufelte sich drei Löffel Zucker in ihren Tee.

»Ich habe sogar ein ganz außergewöhnliches Sozialleben. Daneben habe ich aber auch ein ganz außergewöhnliches Arbeitsleben, im Gegensatz zu euch beiden Faulenzern. Gott sei Dank habe ich mich gegen ein Studium entschieden. Seht euch beide doch mal an. Ihr verwandelt euch ja vor unseren Augen in Hippies.«

»Ich bin kein Hippie«, sagte Sadie.

»Was wäre daran so falsch?«, fragte Eliza.

»Gar nichts, es macht keinen Unterschied, ob man Hippie ist oder als alter, stinkender Hund vor dem Kamin rumgammelt. Nur, dass ich nicht so enden will.«

»Du hältst dich wohl für vollkommen, Miranda«, sagte Sadie. »Dabei bist du das gar nicht. Du bist total oberflächlich. Du hast doch bloß Make-up und Klamotten im Kopf ...«

»Und Parfum«, sagte Miranda. »Vergiss Parfum nicht. Außerdem interessiere ich mich am Rande für Illustrierte, für falsche Komplimente und Männer, die mir Drinks spendieren.«

Juliet unterbrach. »Willst du ein wenig Toast, Clemmie?«

»Nein danke, ich schenk mir das Frühstück.«

»Du machst doch nicht wieder Diät, Clementine?«, fragte Miranda. »Lastet schon der Druck deiner künftigen Berühmtheit auf dir?«

Clementine rang sich ein Lächeln ab. »So in der Art.«

»Geht mit den Theaterproben alles glatt?«, fragte Juliet. Clementine war in den Wochen zuvor jeden Abend sehr spät von den Abschlussproben gekommen, die noch zusätzlich zu den Proben am Wochenende stattfanden. Clementine hatte bei einem Theaterstück in ihrer Schule eine Statistenrolle als Pirat, außerdem wurde sie im Programmheft als Assistentin der Bühnenbildnerin genannt. Das hatte Juliet sehr gefreut. Clementines Interessen lagen eigentlich auf wissenschaftlichem und nicht auf künstlerischem Gebiet, und sie war sonst auch kaum für außerschulische Aktivitäten zu begeistern. Vor zwei Wochen hatte Juliet dann den wahren Grund für diese plötzliche Theaterleidenschaft entdeckt, als sie Clementine Hand in Hand mit David Simpson, der die Hauptrolle spielte, gesehen hatte.

»Alles bestens. Wieso?«

Juliet zuckte mit den Schultern. »Du kommst mir in den letzten Wochen ein wenig geistesabwesend vor.«

»Wirklich alles bestens. Ich hab nur viel zu tun. Aber da ...«

»Gibt's noch Eier, Juliet?«, unterbrach Sadie. Sie nahm immer Nachschlag. Miranda nannte sie deshalb den Menschlichen Mülleimer und, wenn Sadie es nicht hörte, Miss Piggy.

»Sind in der Pfanne. Bedien dich.«

»Kannst du mir nicht auftun? Och bitte.«

»Hast du Gummi in den Armen?«, fragte Juliet.

Sadie ließ demonstrativ die Arme baumeln.

»Lass dich doch nicht zum Narren halten, Juliet«, murmelte Miranda und blätterte um.

Juliet nahm trotzdem Sadies Teller.

»Wo ist Dad?«, fragte Clementine.

»In Denkland«, sagten Juliet, Miranda, Sadie und Eliza im Chor.

»Nein, ist er nicht. Guten Morgen, meine Herzallerliebsten.« Leo Faraday kam durch die Seitentür und mit ihm ein Schwall kühler Morgenluft. Er trug einen grauen Anzug mit breitem Revers, ein blütenweißes Hemd und eine blau gemusterte Krawatte. Das Haar war streng zurückgekämmt, seine dunkelrote Tolle lag glatt am Kopf an. »Und, ja, bevor ihr euch verpflichtet fühlt, es zu erwähnen, ich sehe heute ausgesprochen gut aus und, ja, ich habe einen Termin. Juliet, das Frühstück duftet köstlich. Miranda, was ist das schwarze Zeug da um deine Augen, du siehst ja wie eine Bordsteinschwalbe aus. Eliza, warst du schon laufen? Sadie, räumst du bitte deine Stiefel da weg? Und was ist mit dir, Clementine? Du siehst wie ein Häufchen Elend aus.«

»Sie hat einen Magenvirus«, sagte Juliet.

»Armes Mädchen«, sagte er, grinste dabei aber von einem Ohr zum anderen.

Juliet reichte ihm die blaue Tasse. »Alles in Ordnung, Dad? Was geht denn da draußen vor?«

»Viel Gutes, Juliet. Viel Interessantes. Und viel Ungewöhnliches.«

»In deinem Kopf oder in der Wirklichkeit?«, fragte Miranda.

»Wir bekommen dich kaum noch zu Gesicht, Dad«, beklagte sich Sadie.

Leo stellte die Tasse ab und rieb sich die Hände. »Da brodeln etwas Heißes, meine Mädchen. Es steht kurz vor dem Siedepunkt. Diesmal glaube ich wirklich ...«

»Große Güte, ist es wieder so weit?«, fragte Miranda übertrieben theatralisch. Zu viele Jahre schon hörten sie immer wieder große Reden über seine angeblich ach-so-tollen Er-

findungen. Das revolutionäre Motoröl, das ihr altes und einziges Auto drei Monate lang lahmgelegt hatte. Das Gerät, das Spinnen vertreiben sollte und genau das Gegenteil bewirkt hatte. Der automatische Niederschlagsmesser, der bei seinem ersten Einsatz in Flammen aufgegangen war. »Ich mach mich besser fertig, sonst komm ich noch zu spät«, sagte Miranda.

Clementine stand auf, presste sich den Waschlappen auf den Mund und lief wieder ins Bad. Die Tür schlug laut zu.

»Gott, ist das eine empfindliche Seele«, meinte Miranda und rief ihr nach: »Ist ja gut, Clemmie, ich komm doch nach der Arbeit zurück.«

Clementine kam, kalkweiß, zwei Minuten später wieder in die Küche. »Entschuldigt.«

»War dir wieder schlecht?« Als Clementine nickte, fühlte Juliet noch einmal die Stirn ihrer Schwester. »Bist du sicher, dass alles in Ordnung ist?«

Leo legte ihr auch die Hand auf die Stirn. »Heiß ist sie nicht, aber ein wenig klamm.«

»Clemmie ist klamm«, sagte Sadie.

Miranda lachte, woraufhin Sadie sehr zufrieden dreinschaute.

»Hast du etwas Ungewöhnliches gegessen?«, fragte Leo. »Du hast doch hoffentlich keine Lebensmittelvergiftung?«

»Nein, sicher nicht.«

»Zu viele schlaflose Nächte, das hat sie«, sagte Sadie. »Je eher diese Romanze – oh, entschuldige, Clementine –, je eher dieses *Stück* vorbei ist, umso besser.«

»Was ziehe ich denn bloß zur Premiere an?«, fragte Miranda. »Mein blaues Abendkleid oder diesen hinreißenden Hauch aus Spitze, den mir mein Couturier letzte Woche erst aus Paris geschickt hat? Und du, Sadie? Den Pullover aus Yak-Wolle oder vielleicht dieses ganz und gar entzückende, in Patschuli getränkte Flickenteil, in dem wir dich letzte Woche

umherstolzieren sahen? Wie viele kleine Nagetierchen haben wohl dafür ihr Leben gelassen?»

Leo war besorgt. »Clementine, vielleicht solltest du heute lieber nicht zur Schule gehen. Du siehst wirklich krank aus.«

»Sie sollte lieber zum Arzt gehen. Das ist schon das dritte Mal diese Woche, dass ihr morgens übel ist«, sagte Sadie.

»Das dritte Mal? In einer Woche?« Miranda zog eine Augenbraue hoch. »Wirklich? Das war mir gar nicht bewusst. Oh-oh. Es ist Morgen. Ihr ist übel. Zählen wir also zwei und zwei zusammen, und was haben wir da? S-c-h-w-a-n-g-e-r-schaft!«

Wenigstens eine der Schwestern hätte jetzt lachen müssen. Clementine hätte es entrüstet abstreiten müssen. Leo hätte Miranda rügen und Miranda ihm eine Retourkutsche geben müssen.

Aber es herrschte Stille.

Da wusste Juliet Bescheid. Lag es an Clementines Gesichtsausdruck? Daran, dass sich ihre Stirn nicht wirklich klamm oder heiß angefühlt hatte? Daran, dass dieser David seit Wochen das einzige Gesprächsthema war? Was immer es war, Juliet konnte sich nicht zügeln.

»Clementine? Hat Miranda recht? Bist du etwa schwanger?«

Leo lachte. »Juliet, um Himmels willen. Sie ist doch erst sechzehn ...«

»Ja.«

»... Jahre alt.« Er schluckte. »Clementine, sag bitte, dass sich dieses Ja auf meine Aussage über dein Alter bezieht, nicht ...«

»Ich bin schwanger, Dad.«

»O Gott, Allmächtiger.«

In der Küche war es mucksmäuschenstill. Keine Tasse klirrte, kein Besteck klapperte, keine Zeitung raschelte. Cle-

mentine saß am einen Ende des Tisches, ihre vier Schwestern und ihr Vater saßen ihr gegenüber und starrten sie entgeistert an.

Sie wirkte gefasst, obwohl sie die Hände zu Fäusten geballt hatte. In ihrem weiß-rosa gestreiften Schlafanzug sah sie noch kindlicher aus. Ihr Pferdeschwanz hatte sich gelöst, und das lange Haar fiel ihr wild um die Schultern. »Ich bin im dritten Monat. Ich war gestern beim Arzt.«

Irgendjemand holte laut Luft.

Leos Stimme war sehr leise. »Wer, Clementine? Wie?«

Sie warf ihrem Vater einen vernichtenden Blick zu. »Dad, bitte, es ist von David.«

»David?«

»David Simpson. Ihr Freund«, sagte Sadie.

»Seit wann hast du einen Freund?« Leo sah Clementine an, als säße eine Fremde an seinem Tisch.

Juliet antwortete an ihrer Stelle. »Sie ist seit ein paar Monaten mit ihm zusammen. Er spielt in dem Theaterstück mit.«

Leo sah sich um. »Warum weiß ich davon nichts?«

»Du warst beschäftigt.«

»Oh, also das wäre ja wohl einen kleinen Ausflug nach Denkland wert gewesen, oder? ›Entschuldige, Dad, aber wir wollten dir eben sagen, dass sich deine sechzehnjährige Tochter durch die Gegend schläft ...‹«

»Dad!« Juliet und Miranda sprachen gleichzeitig.

Clementine blieb ruhig. »Ich habe mich nicht durch die Gegend geschlafen. Ich habe mit David geschlafen. Und zwar nur mit David.«

»Wer ist dieser David überhaupt?«

»Er spielt in dem Stück den Piratenkönig.«

Leo stand abrupt auf. »Das ist natürlich etwas anderes. Dann ist ja alles in Ordnung. Joho-ho und 'ne Buddel voll Rum, und übrigens, Mr. Faraday, hab ich auch Ihre Tochter dazu gebracht, sich von mir schwängern zu lassen.«

»Wir haben es zusammen getan, Dad. David hat mich zu gar nichts *gebracht*.«

»Aber ihr seid doch noch Kinder.« Leo stellte sich hinter seinen Stuhl und stützte die Hände auf die Rückenlehne. Seine Knöchel waren weiß. »Das fasse ich nicht. Und ich habe geglaubt, es würde jetzt endlich ein wenig besser. Jetzt, wo zwei von euch Arbeit haben, zwei studieren, und du bist so gut in der Schule, Clementine. Endlich liegen einmal wieder gute Zeiten vor uns ...«

Clementine stand auch auf. »Wir sprechen von einem Baby, Dad, nicht vom Atomkrieg.«

»Du bist sechzehn, Clementine. *Sechzehn*. Hast du überhaupt eine Vorstellung davon, was auf dich zukommt? Jahrelang nur Windeln und schlaflose Nächte. Babys sind die Hölle. Ich weiß schließlich, wovon ich spreche, ich hatte ja fünf.«

»Ganz herzlichen Dank.«

»Wir waren zu zweit, eure Mutter und ich. Wir haben uns geliebt, und wir wollten euch alle fünf, also dreht mir nicht das Wort im Mund herum. Aber es war hart. Es ist doch schon zu zweit hart, wie soll es denn erst sein, wenn man allein ist?«

»Du hast dich in den letzten acht Jahren doch auch prima geschlagen.«

Leos Miene erstarrte. »Du willst doch meine Situation nicht mit deiner vergleichen. Was ist bloß in dich gefahren, Clementine?«

»Offenkundig ja wohl David«, sagte Miranda.

Leo stieß den Stuhl laut an den Tisch. »Das reicht, Miranda. Raus.«

»Nein.«

»Was heißt hier ›nein‹?«

»Ich will das auf gar keinen Fall verpassen. Das müssen wir alle hören. Falls Clementine will, gehe ich natürlich, aber sonst bleibe ich hier.«

»Clementine?«

»Bleib, Miranda. Ich will, dass ihr alle bleibt. Ich wollte es euch ja bald erzählen, wirklich. Heute Abend. Morgen. Nachdem ich David ...«

»Du hast David noch nichts gesagt?« Leo war fassungslos.

»Ich wollte es nach der Premiere tun.«

Miranda schnaubte. »Damit die Neuigkeit ihm nicht seinen großen Auftritt versaut?«

»Miranda, ich warne dich. Halt den Mund.« Leo griff nach seinem Mantel. »Na schön, zieh dich an, Clementine. Dann gehen wir jetzt zu ihm und teilen es ihm mit. Du und ich. Dann sehen wir ja, was er und seine Eltern dazu zu sagen haben.«

»Ich sag ihm das nicht vor dir. Das wäre nicht fair.«

»Hier geht es aber nicht um fair.« Die Diskussion fand jetzt nur noch zwischen Leo und Clementine statt. Leo fuhr sich durchs Haar. Die dunkelrote Tolle stand wieder ab. »Du wirst es ihm vor meinen Augen sagen, und dann legen wir gleich heute noch den Hochzeitstermin fest. Du bist im dritten Monat, sagst du. Wenn wir uns beeilen, können wir noch heute Nachmittag zu Vater Cavalli und alles veranlassen, bevor ...«

»Dad, ich werde David nicht heiraten.«

»Keine meine Töchter wird in Sünde leben.«

»Ich will gar nicht mit ihm zusammenleben. Ich würde euch alle zu sehr vermissen.«

»Willst du etwa ...«

»Nein, ich will auch nicht abtreiben.«

»Was, zum Teufel, willst du dann tun? Das Kind zur Adoption freigeben?« Er setzte sich wieder. »Daran habe ich noch gar nicht gedacht. Natürlich, das ist die Lösung.«

»Das habe ich auch nicht vor. Ich werde es behalten. Sie oder ihn.«

Er lachte hämisch. »Aber sicher. Sechzehnjährige geben

ganz großartige Mütter ab. Vermutlich hast du auch schon ein paar Kindermädchen, oder? Die sich um das Kind kümmern, während du mit deinen Freunden in die Disko gehst?«

»Nein, aber ich habe schon ein paar Ideen. Ich wollte heute Abend mit dir darüber sprechen. Ich habe nämlich Neuigkeiten.«

»Noch mehr? Da bin ich aber gespannt.«

»Das Studienfach, für das ich mich einschreiben will, ist eingerichtet worden.«

»Umweltwissenschaften? Aber das ist ja großartig.« Der Stolz stand ihm ins Gesicht geschrieben. Dann änderte sich seine Miene schlagartig. »Du kannst doch jetzt unmöglich studieren.«

»Warum nicht?«

»Ja, warum nicht?«, fragte Juliet.

Er ruderte verzweifelt mit den Armen durch die Luft. »Kapiert ihr es denn nicht? Sie bekommt ein Baby. Sie kann es wohl kaum in einem Körbchen ablegen und dann zu ihren Vorlesungen gehen.«

Juliet stand auf, stellte sich hinter Clementine und legte die Arme um sie. »Doch. Und ich werde ihr helfen.«

Miranda zögerte nicht. »Ich auch.« Sie stand auf und stellte sich auf die andere Seite neben Clementine. Sadie und Eliza folgten. Schließlich standen sie alle fünf am einen Tischende, Clementine in der Mitte, und sahen ihrem Vater entgegen. Clementine nahm Juliets Hand und drückte sie.

»Ihr könnt doch nicht *alle* helfen. Ihr müsst doch auch arbeiten und studieren. Wann wollt ihr das denn noch tun?«

»Wir wechseln uns ab, wie bei der Hausarbeit.«

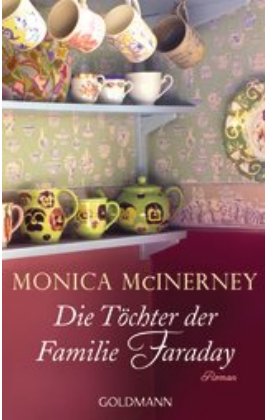
»Ich würde allerdings lieber keine Windeln wechseln«, sagte Miranda.

»Dann mache ich das«, beharrte Clementine.

»Nein, Clemmie, da muss Miranda durch«, sagte Juliet.

»Du kannst dir nicht nur die angenehmen Seiten aussuchen,

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE



Monica McInerney

Die Töchter der Familie Faraday

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 640 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-46811-9

Goldmann

Erscheinungstermin: Dezember 2008

Die zwanzigjährige Maggie Faraday bekommt überraschend Besuch von ihrem Großvater Henry, der sie um Hilfe bittet: Sie soll ihn dabei unterstützen, ein Treffen mit seinen fünf Töchtern zu arrangieren. Doch als die Faraday-Schwestern aus allen Ecken der Welt anreisen, merkt Maggie schnell, dass etwas nicht stimmt. Sie kommt einem langgehegten Geheimnis auf die Spur, das das Leben der Familie Faraday von Grund auf verändern wird ...



[Der Titel im Katalog](#)